

Mir geht es darum, das heute sehr geläufige Thema «Stadtgestalt» mit dem Begriff «Stadtgehalt» zu verknüpfen. Mein diffuses Unbehagen beim Durchwandern alter Städte oder Dörfer hat, wie ich glaube, sehr viel damit zu tun, daß die Straßen und Häuser und Plätze etwas ganz anderes erzählen als der mehr oder minder emsige Betrieb, der dort herrscht: Gestalt und Gehalt fallen oft auseinander. Je nach Perspektive werden die Gemäuer zur Kulisse oder das Leben zur Inszenierung eines Stücks, das eigentlich nach ganz anderen Requisiten verlangt.

Es ist kein Zufall, daß jeder Versuch, die komplexen Aspekte stadträumlicher Objektplanung und sozio-ökonomischer Strukturplanung gleichzeitig ins Auge zu fassen, immer irgendwo Argwohn oder Verlegenheit ausgelöst hat. Schnell ist man bei den Themen Macht und Geld, bei Stichworten wie Eigentum und Rendite oder Spekulation; sogenannte Sachzwänge und Rahmenbedingungen türmen sich auf, denen die steinerne Stadt und ihre Gestalt relativ gleichgültig ist, nie aber das, was in ihr geschieht.

Es ist leichter, an Gebäuden herumzubasteln, als soziale Strukturen zu kurieren

Kurzum – es war immer einfacher, an Häusern herumzubasteln als am Gemeinwesen. Häuser sind etwas Konkretes, sie sind schön oder nicht, stabil oder hinfällig. Darüber kann man sich leicht verständigen, auch über technische Zielsetzungen bei Reparatur und Umbau. Abstrakt dagegen ist ein Gemeinwesen; und heikel ist es, seine Entwicklung zu beeinflussen.

Nach der Studentenrevolte, Anfang der siebziger Jahre, hatte eine «linke», von Wunschen belastete Stadtsoziologie Konjunktur. Gleichzeitig betrieb man in den Kommunen Kahlschlagsanierung; und die Architekten bemühten sich, luftigen Soziologenjargon zu lernen, statt gute Architektur zu machen. Etwas später war dann, wie man weiß, die Luft aus dem Jargon raus. Kein Mensch wollte mehr etwas von Sozialforschung und Sozialplanung wissen. Dafür brach der Formalismus in der Architektur aus – vielleicht auch als Reflex auf die mittler-

weile etwas schonenderen Erneuerungsstrategien in den Gründerzeitquartieren der Städte und den aufblühenden Denkmalschutz allgemein. Es schien zunächst, als erübrige sich die theoretisch anmutende Frage nach Sozialstrukturen und sozialem Wandel im Licht einer anspruchsvoller gewordenen Planungs- und Entwurfspraxis und unter dem Aspekt einer aufwendigen Städtebauförderung. Heute ist man schlauer: Daß die Stadtsoziologie doch etwas mehr ist – oder hätte sein können – als eine Gaunersprache der Intellektuellen, wird uns spätestens klar, wenn wir einmal genauer hinschauen, wo die rechtslastige Bauernfängerei der sogenannten Republikaner bei Wahlen reichlich Früchte trägt. Es sind zum Beispiel Stadtquartiere, die in den sechziger und siebziger Jahren fix mal eben auf die grüne Wiese gestellt wurden – anfangs gefüllt mit Kleinbürgern und Kleinkindern, mittlerweile zu hohen Anteilen bewohnt von sozialen Randgruppen, Arbeitsimmigranten, Asylanten und Jugendlichen, die gern mal Zoff machen. Die Infrastruktur ist bis heute nicht befriedigend, dafür werden die Mietskasernen mit staatlichen Fördermitteln etwas auffrisiert – da ein neuer Eingang, dort etwas Farbe auf den Beton, hier ein paar Bänke in die Mitte als Bürgertreff.

Wenn man Fragen der Stadtgestalt mit inhaltlichen Problemen verknüpft, schrumpft so manche Diskussion um das Gelingen einer postmodernen Hausecke, eines Dachabschlusses in High-Tech-Ästhetik oder um die Erhaltungswürdigkeit eines wurmstichigen Fachwerkbalkens zur absurden Beckmesserei. Welche Frage stellt sich denn wirklich? Ich glaube, es geht letztlich um die Identität einer Stadt, eines Stadtteils oder eines Dorfes. Um eine Identität, die sich über längere Zeit hinweg behaupten können muß in einem Spannungsfeld von Stabilität und Wandel. Wir haben uns angewöhnt, diese Identität eben in Gestalt alter Häuser in die Zukunft zu retten: Der Rahmen wird restauriert, das Bild darin aber je nach Bedürfnis retuschiert, überpinselt oder gar ausgetauscht.

Italo Calvino: Was macht die Identität einer Stadt aus?

Bevor ich Sie erschrecke mit überspitzten Behauptungen wie «Rothenburg ist langweilig» – «Heidelberg ist in der Sanierung untergegangen» – «Frankfurt heißt nur noch so» – «Der Stuttgarter Westen ist

* Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1989 anlässlich der Übergabe der Peter-Haag-Preise für beispielhafte private Denkmalpflege im Schloß Haigerloch.

bald tot», möchte ich Ihnen zwei ganz kurze Texte vorlesen, die aus Italo Calvinos phantastischem Büchlein *Die unsichtbaren Städte* stammen. Sie beantworten die Frage nach der Identität einer Stadt und nach dem, was Stadt ausmacht, viel besser als jede gelehrte Abhandlung. Der Autor läßt Marco Polo, den es nach China verschlagen hat, dem Mongolenkaiser von den Städten seines Heimatlandes erzählen.

In Maurilia wird der Reisende eingeladen, die Stadt zu besichtigen und zugleich gewisse alte Ansichtskarten zu betrachten, die zeigen, wie sie früher war: genau derselbe Platz mit einem Huhn anstelle des Autobusbahnhofs, dem Musikpavillon anstelle der Überführung, zwei Fräulein mit weißem Sonnenschirm anstelle der Munitionsfabrik. Um die Einwohner nicht zu enttäuschen, muß der Reisende die Stadt auf den Ansichtskarten loben und sie der heutigen vorziehen, jedoch darauf bedacht sein, das Bedauern im Rahmen genauer Regeln zu halten: zugegeben, daß Großartigkeit und Wohlstand des zur Metropole gewordenen Maurilia, mißt man diese an dem alten provinziellen Maurilia, keinen Ersatz für eine gewisse verlorene Grazie bieten können, die allerdings auf den alten Karten nur jetzt gewürdigt werden kann, während man, das provinzielle Maurilia vor Augen, an Anmutigem wahrhaftig nichts sah und davon heutzutage noch weniger als nichts sehen würde, wenn Maurilia genauso geblieben wäre, und daß jedenfalls die Metropole noch diesen zusätzlichen Reiz bietet, daß man an Hand dessen, was sie geworden ist, mit Nostalgie an das denken kann, was sie gewesen ist.

Hütet euch, ihnen zu sagen, daß zuweilen verschiedene Städte auf demselben Boden und mit demselben Namen aufeinander folgen, entstehen und vergehen ohne gegenseitige Mitteilbarkeit. Manchmal bleiben auch die Namen der Einwohner und der Klang der Stimmen und sogar die Gesichtszüge die gleichen; doch die Götter, die unter den Namen und über den Orten thronen, sind wortlos gegangen, und an ihrer Stelle haben sich fremde Götter eingenistet. Unnützlich zu fragen, ob sie besser oder schlechter sind als die alten, da es zwischen ihnen keinerlei Beziehung gibt, wie auch die alten Ansichtskarten nicht Maurilia darstellen, wie es war, sondern eine andere Stadt, die zufällig auch Maurilia hieß wie diese.

Zuweilen, sagt Italo Calvino, geht in manchen Städten die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart verloren: zuweilen und nicht immer, nicht notwendigerweise. Aber wenn es passiert, sei die Ursache das Verschwinden der alten und das Auftauchen neuer Götter. Übersetzt man das aus dem Literarischen ins kommunale Fachchinesisch,

lautet die Feststellung: Stark veränderte Zielsetzungen in Lokalpolitik und Planungspraxis und eine dynamische Wirtschaftspolitik können – ohne daß sich auf den ersten Blick äußerlich viel verändert – eine Stadt in eine andere verwandeln. Eine Identität geht verloren, eine andere stellt sich ein. Ich komme nachher noch darauf zurück, was das für die Befindlichkeit der Bewohner bedeuten kann und wie abhängig diese Gefühle sind von der Geschwindigkeit des Wandels.

Erst noch schnell die zweite Geschichte, etwas gekürzt, weil die Pointe schon mittendrin steht. Marco Polo erzählt von der Stadt Ersilia und woraus sie besteht. Ersilia ist sozusagen pure Struktur. Ein Gedanke, der heute besonders aktuell zu sein scheint; Sie kennen das Informatiker-Schlagwort von der Vernetzung.



Hauptstraße in der Heidelberger Altstadt: Japanische Schriftzeichen locken fernöstliche Touristen an.

Um die Zusammenhänge festzulegen, die das Leben der Stadt regeln, spannen die Einwohner von Ersilia Schnüre von Hauskante zu Hauskante, weiße oder schwarze oder weiß-schwarze, je nachdem, ob sie Beziehungen von Verwandtschaft, Warenverkehr, Autorität oder Vertretung bezeichnen. Sind es dann so viele Schnüre, daß man nicht mehr durchkommt, gehen die Einwohner fort: Die Häuser werden abgebaut; es bleiben nur die Schnüre und die Halterungen der Schnüre.

Von eines Berges Höhe, wo die Flüchtlinge aus Ersilia mit ihrem Hausrat kampieren, blicken sie auf das Gewirr von gespannten Schnüren und Stangen, das sich in der Ebene erhebt. Das ist noch die Stadt Ersilia und sie sind nichts. Den Bewohnern von Ersilia wurde ihre Umständlichkeit zum ständigen Verhängnis. Wir haben unsere sozialen Beziehungsmuster im Kopf gespeichert, in Regeln verankert und als Telefonkabel unter dem Pflaster installiert. Ähnlich dumm wie die Leute im Märchen verhalten wir uns nur im Verkehrswesen: Da ist, wie jeder weiß, kaum noch ein Durchkommen. Auch Staus sind eine Form der Verkehrsberuhigung. Weil ich hoffe, die beiden Geschichten haben meine Auffassung etwas deutlicher gemacht, daß die strukturelle, soziale Dimension der Stadt ihr Wesen, ihre Eigenart und ihre Qualität mindestens ebenso stark bestimmt wie die räumlichen und materiellen Dimensionen, kann ich auf meine überspitzten Behauptungen zurückkommen.

Die Heidelberger Altstadt gehört nicht mehr den Einheimischen – die fahren nach Mannheim

Nur weil es so schön ist: ich finde Rothenburg langweilig. Alles, was mir dort begegnet, ist darauf eingerichtet, mich als Touristen glücklich zu machen: die Häuser, die Leute in den Töpferstuben, in den Gaststätten, in den Läden, wo man Ritterrüstungen kaufen kann oder Postkarten. Man könnte einwenden, das Wesen der Stadt Rothenburg bestünde nun gerade in seinem Charakter als Touristenfalle – und tatsächlich ist das zutreffend. Aber die Lust an der Geschichte, die mich nach Rothenburg treibt, schlägt zurück. Eben weil ich weiß, daß Rothenburg einmal eine ganz normale Stadt war, möchte ich dort auch ein Stück Normalität erleben, eine nicht nur aufs Touristische gemünzte Alltäglichkeit, die es ja wohl irgendwann einmal gegeben hat. Dieser Wunsch ist der eigentlich romantische.

Ein anderes Beispiel: Heidelberg. Hier gab es anfangs Flächensanierungen, danach ging man sanfter um mit dem Häuserbestand. Dafür wurde die Bewohnerschaft der Altstadt mehr oder weniger ausgewechselt und die Struktur des Einzelhandels drastisch verändert. Verlorengegangen sind die al-

te Leute, die Kinder – weil man die Großfamilien aus den Mittelmeerländern zusammen mit billigem Wohnraum beseitigt hat – und die Studenten. Verschwunden ist auch eine ganze Reihe von Einzelhandelsgeschäften für den täglichen Bedarf; dafür wechseln in atemberaubendem Tempo die Jeans-Shops, Kettendrogerien und Delikateßboutiquen einander ab. Der neueste Hit sind Geschäfte ausschließlich für Japaner: Die Artikelbezeichnungen sind nur in japanischen Schriftzeichen angebracht. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß die Heidelberger Altstadt sich nach wie vor durch blühendes Leben auszeichnet, auch am späten Abend noch: Es handelt sich aber im wesentlichen um ein konsumfreudiges Landvölkchen aus der Umgebung und um Touristen. Wer als Heidelberger heute städtischen Betrieb sucht, der in seiner Authentizität mit dem in Heidelberg vor fünfzehn Jahren vergleichbar ist, fährt nach Mannheim – keine besonders schöne Stadt, aber eine mit Identität. Fragt sich, wann die Heidelberger auch sie zum Verschwinden gebracht haben werden.

Der gewaltigste Veränderungsdruck in den Städten geht wohl vom Anwachsen des Dienstleistungssektors aus. Wenn ich vorher behauptet habe «Frankfurt heißt nur noch so», dann zielt das auf die komplette Umkrepelung der Stadt innerhalb eines Jahrzehnts ab. Ich habe vor zehn Jahren dort gelebt und gearbeitet, und ich bin bei gelegentlichen, aber relativ häufigen Besuchen immer wieder verblüfft, wie rasant sich die Dinge dort verändern. Herren der Stadt sind jetzt die Yuppies, ein hochbezahltes Jungvolk, das einen citynahen Stadtbereich nach dem anderen übernimmt und einer atmosphärischen Sterilisation unterzieht. Ich gebe zu, daß mir selbst die immer gleich schicken italienischen Restaurants und französischen Bistros dort besser gefallen als die billigen Fast-Food-Ketten in Heidelberg für Touristen und Landeier aus der Umgebung; aber es schmerzt, wenn man in den Sachsenhäuser Apfelweinkneipen keine knorrigen Ureinwohner mehr findet, sondern nur noch lifestylepolierte Werbefritzen.

In zehn Jahren hat der Stuttgarter Westen 10000 Bewohner verloren

Ich gestatte mir in diesem Zusammenhang auch einen Hinweis auf die Entwicklung im Stuttgarter Westen und die dort angezettelte Hochhausdebatte, an der ja der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes nicht unbeteiligt ist: Man sollte sich, wie ich meine, sehr genau überlegen, was aus diesem noch einigermaßen intakten Stadtviertel wird,

wenn man dem Druck des Dienstleistungssektors nachgibt: Egal, ob die Büros sich horizontal in die Quartiere hineinfressen oder ob man sie aufeinanderstapelt. Einem Forschungsbericht der Bosch-Stiftung, der allerdings nicht mehr ganz taufrisch ist, entnehme ich, daß der Stuttgarter Westen in den Jahren zwischen 1977 und 1987 ungefähr 10 000 Einwohner verloren hat; dafür strömen täglich 30 000 Menschen in das Viertel hinein zu ihren Arbeitsplätzen. Mittlerweile dürften beide Zahlen noch um einiges höher liegen; ich überlasse es Ihrer Phantasie, was das für die Identität und die Heimatqualität dieses Viertels bedeutet.

Es gibt einen Kalauer, der lautet: Uhren haben keine Bremse. Lohnt es sich überhaupt, Zuständen nachzutruern, die von der Zeit überrollt, von der Entwicklung überholt worden sind? Zustände, die nur ungenau zu bestimmen sind, weil es sich um oft ganz flüchtige Beziehungsmuster handelt: ein paar Blicke, ein paar Geräusche, ein paar Grußworte. Die Antwort liegt, so glaube ich, in einer Gegenfrage, auf welche die Gesellschaft im Prinzip positiv reagiert hat: Lohnt es sich, alten Häusern nachzutru-

ern oder sie gegebenenfalls zu retten? Wir tun das längst. Und wenn es nicht nachteilig wäre für die knallharte, sogenannte sachliche Debatte im Kampf um Mittel und Personal, würden wir uns auch eingestehen können, daß es nicht nur wissenschaftliche Gründe dafür gibt, sondern daß die Motive zum guten Teil gefühlsmäßiger Natur sind. Der Denkmalschutz hätte nicht den Rückhalt in der Öffentlichkeit, wenn es nur um Wissenschaft und Bildung ginge: Die Leute wollen was fürs Herz. Man kann wohl sagen: mehr denn je. Die technisch-wissenschaftlich geprägte Zivilisation wird immer undurchschaubarer; das Tempo des Wandels beschleunigt sich, und wir sind – wie es seit kurzem heißt – eine Risikogesellschaft geworden. Es verschwinden die Verlässlichkeiten, es wachsen Ängste; oder sagen wir es anders: Es wächst die Zahl unangenehmer Prognosen, während man bei der Formulierung rosiger Zukunftsvisionen immer vorsichtiger wird. In diesem Zusammenhang wird eine stabile, Geborgenheit bietende Heimat immer wichtiger für den einzelnen. Man kann behaupten, daß Heimat nichts weiter ist als ein Vorgang der Vertrau-

Eine typische Hinterhofidylle im Stuttgarter Westen.





Blick auf die dichte Bebauung im Stuttgarter Westen in Richtung Kräherwald. In der Mitte die neuromanische Elisabethenkirche, im Vordergrund ein ehemaliges Fabrikgebäude, in dem jetzt der VVS seinen Sitz hat.

ensbildung, der sich an räumlichen und/oder sozialen Gegebenheiten festmacht. Nomaden verlassen sich mehr auf ihre Familienstruktur, wir sind auf beides angewiesen, auf Orte und vertraute Menschen: trotz oder gerade wegen unserer hohen Mobilität und wegen der Vereinzelung in Kleinfamilien.

Der als konservativ geltende Soziologe Niklas Luhmann hat sich als einer der ganz wenigen systematisch mit dem Phänomen Vertrauen auseinandergesetzt: als dem fundamentalen Mechanismus zur Bewältigung des Lebens, die er trocken als ständige Reduktion von Komplexität interpretiert. Der Jargon soll uns nicht stören; wichtig ist, daß Luhmann zwischen zwei Methoden der Reduktion von Komplexität unterscheidet: Der Ereignisbeherrschung und eben der Bildung von Vertrauen. Vertrauen, sagt er, wird nötig, wenn man die Dinge nicht im Griff hat – und richtig im Griff hat man sie nie. *Man wird damit rechnen müssen, daß Vertrauen mehr und mehr in Anspruch genommen werden muß, damit technisch erzeugte Komplexität in Zukunft ertragen werden kann.* Vertrauen ist in die Zukunft gerichtet, aber nur in einer vertrauten Welt möglich. Es bedarf der Geschichte als Hintergrundversicherung, wie Luhmann sagt: *Grundlage allen Vertrauens ist die Gegen-*

wart als dauerndes Kontinuum im Wechsel der Ereignisse, als Gesamtheit der Bestände, an denen Ereignisse sich ereignen können.

Ich übersetze das mal frei so: Ständig passiert etwas, es muß auch geschehen, aber ich würde mich gern so einrichten können, daß nicht zu viel passiert und ich den Überblick behalte. Dieses gleichzeitige Einrichten auf Wechsel und Dauerhaftigkeit ist nicht einfach. Es kommt darauf an, einen bekömmlichen Zeittakt zu finden, in dem die Dinge sich abspielen. Einfluß auf die Abfolge der Ereignisse hat man nur in einem engen, vertrauten Umfeld, wo man das Tempo wenigstens ein bißchen mitbestimmen kann: in der Familie, in der Wohnung, im Kreis der Freunde, am Feierabend in der Kneipe und so weiter. Genau deshalb ist dieses nahe Alltagsmilieu, der Kiez, wie die Berliner sagen, so wichtig. Dort klappt das, was ich die Vergemächlichung – nicht das Anhalten! – des sozialen Wandels nennen würde, im kleinen. Im großen bedürfte es dazu einer Art sozialer Denkmalpflege, die genau wie die herkömmliche Subventionen austeilern kann, die qualifiziertes Personal hat und ein Gesetz im Rücken. Das, was in den Stadtquartieren unter dem Titel Gemeinwesenarbeit läuft, halte ich für unzureichend, weil es sich allzu oft um kompensatori-

sche Strategien für Randgruppen handelt und nicht um eine ganzheitliche Politik, die der Dynamik der sozioökonomischen Entwicklung an den richtigen Punkten einen kleinen Dämpfer aufsetzt.

Berlin-Kreuzberg: Vorbild bei sozialer Denkmalpflege

Gibt es Beispiele für soziale Denkmalpflege oder wenigstens Ansätze dafür? Sie sind vorhanden, manche sogar im Baurecht verankert, was nicht immer zu erfreulichen Ergebnissen führt: Ich erinnere an Gerichtsurteile über die Zulässigkeit von Altenpflegeheimen in Wohngebieten. Seit einigen Monaten wehren sich gutsituierte Fellbacher Bürger gegen Wohnungsbauprojekte in der Nachbarschaft, in denen Aus- und Übersiedler wohnen sollen. Stichwort: Beeinträchtigung der Sozialstruktur. Unbedingt erwähnen sollte man die sogenannte behutsame Stadterneuerung im Berliner Stadtteil Kreuzberg, ein Projekt der Internationalen Bauausstellung. Hier wurde großmaßstäblich und recht erfolgreich versucht, einen verkommenen Bezirk so zu sanieren, daß der Anstieg der Mieten sich im Rahmen hielt und Umsetzungen vermieden wurden. Den Bewohnern wurden Mitspracherechte eingeräumt, soziale Brandherde wurden einigermaßen entschärft, Infrastrukturdefizite ausgeglichen, Selbsthilfe initiiert. Kurzum: Man sorgte dafür, daß die Bewohnerschaft Kreuzbergs wieder Vertrauen in die Zukunft ihres Stadtteils faßte. Allerdings funktionierte das Projekt wahrscheinlich nur aufgrund spezieller Umstände: Große Teile der Häuser befanden sich im Besitz städtischer Gesellschaften, Bundesmittel flossen reichlich, und die Sanierung wurde nicht von der Verwaltung, sondern von der IBA, der Internationalen Bauausstellung, gemagt. Trotzdem dürfen die in Berlin formulierten Grundsätze zur behutsamen Stadterneuerung als beispielhaft gelten: Es sind strategische Ziele, die sich im Grunde unabhängig von fiskalischen, baurechtlichen und wirtschaftlichen Richtlinien verfolgen lassen.

Ein exotisches Beispiel sozialen Denkmalschutzes: die ungemein lebendigen Souks in Nordafrika, mitten drin in den Städten, umgeben von modernen Hochhäusern und Nobelvierteln. Ich habe mich dafür interessiert, warum sie noch nicht wegsaniert wurden, und man hat mir gesagt, daß die Händler dort weitreichende Steuerprivilegien genießen. Ich wünschte mir eine ähnliche Regelung in Deutschland zugunsten kleiner Geschäfte für den täglichen Bedarf, die in traditionellen Wohnquartieren um ihr Überleben kämpfen.

Umwandlung von Mietwohnungen in Eigentumswohnungen – Verbot nicht durchzusetzen

Abschließend noch ein paar Worte zu der fortschreitenden Umwandlung von Mietwohnungen in Eigentumswohnungen. Mittlerweile machen sich auch die Städte darüber Sorgen und fordern eine Änderung des Einkommensteuer-Gesetzes dahingehend, daß Steuernachlässe beim Kauf alter Wohnungen wegfallen. Gefordert wird auch die Einführung einer Genehmigungspflicht beziehungsweise ein befristetes Verbot der Umwandlung.

Zweifellos würde es sich dabei um Maßnahmen zur Erhaltung bestehender Sozialstrukturen handeln, aber die Sache hat auch eine zweite Seite: Warum sollen weniger Betuchte davon abgehalten werden, verhältnismäßig billige Gebrauchtwohnungen zu erwerben? Daß nicht nur die Grundstücks- und Baupreise steigen können, sondern auch die Mieten, zeigt sich in den Großstädten. Manch einer muß sich dort eine Wohnung kaufen, weil er die Mieten nicht mehr bezahlen kann.

Politisch hat ein Umwandlungsverbot keine Chance. So wären wir auch schon bei der Gretchenfrage, welche Chancen eine soziale Denkmalpflege überhaupt haben würde, die auf bestimmten Eingriffsrechten und Planungs-Instrumentarien bestünde. Der Denkmalschutz, den es schon gibt, hat trotz aller Gesetze eine Menge Niederlagen einstecken müssen, und er nagt am Hungertuch. Das Bau- und Planungsrecht, mit dem die Kommunen arbeiten, ist auch besser als die Ergebnisse, die damit erzielt werden: Es wird nicht ausgeschöpft, eher wird es ausgehöhlt durch Befreiungen.

Ungeachtet dessen bin ich der Meinung, daß eine gewisse Milieusicherung, wie ich sie zu umreißen und zu begründen versucht habe, in den Städten wie in den Dörfern dringend nötig wäre. Meine Hoffnung ist, daß gerade die technische Pflege von Baudenkmalern Anstöße auch in die andere Richtung gibt: Eben weil sich manchmal Genugtuung mit Unbehagen mischt, wobei die Freude über eine intakte alte Anlage sich eben an dieser festmacht und vielleicht schon ein paar Schritte weiter durch neue Detail-Eindrücke überlagert wird. Aber ein Unbehagen, das etwa der grellen Aufmachung einer ganzen Fußgängerzone gilt, einer schlecht bespielten Kulisse, in der vielleicht wenige mißratene Bauten eine Reihe stiller hübscher Häuser dominieren: Das bleibt im Gedächtnis haften und kann nachdenklich machen.

Moderne Wohnbebauung im Stuttgarter Bohnenviertel, ein Beispiel für Leben und Wohnen in der Kernstadt.



P Parkplatz der
Fam. Binder